

Subalternes Leid theologisch repräsentieren

Einige steile Thesen in Anschluss an Johann Baptist Metz'
„Memoria Passionis“

Matthias Möhring-Hesse

In Treue zu den biblischen Traditionen geht es um „eine Gottesrede, die sich nur über die Leidensfrage, über die memoria passionis, über das Eingedenken des Leids, insbesondere des Leids der Anderen – bis hin zum Leid der Feinde – ihres universellen Anspruchs vergewissern kann. Universal, also für alle Menschen bedeutsam, kann diese Gottesrede nämlich nur sein, wenn sie in ihrem Kern eine für fremdes Leid empfindliche Gottesrede ist.“¹

Wenn auch selbst nicht unmittelbar Gottesrede ist christliche Theologie, auch in ihrer akademische Form, von der „memoria passionis“ eingenommen. Wovon sie auch immer und wie auch immer sie davon spricht, sie spricht nur im „Eingedenken des Leids, insbesondere des Leids der Anderen“ gut davon. Dies nicht nur wegen des dem christlichen Gottesglauben eingewobenen „Vermissungswissens“, sondern auch aus einem epistemischen Grund: Da wo Menschen leiden müssen, da erfahren sie, dass ihnen die in der christlichen Gottesrede ausgesagte Hoffnung auf Gottes Heil nicht gilt, dass dieses Heil zumindest in ihrer Welt nichts zählt. Sie erfahren: Gott ist nicht „bei uns“ und sein Heil ist schlichtweg „nicht da“. Die Abwesenheit Gottes und die darin liegende Krise der christlichen Gottesrede ist für christliche Theologie in all' ihren Disziplinen die größtmögliche Herausforderung – und es ist daher ein Kennzeichen guter Theologie, dass sie sich genau dieser Herausforderung stellt.

Mit ihrem eigenen Leid sind Theologinnen und Theologen wohl vertraut. Doch ist ihr Leid nicht die größtmögliche Herausforderung, die sich ihnen in ihrem Theologietreiben stellt – und der sie sich stellen müssen, um zu guten Theologien zu kommen. So gehen sie auf Entdeckung – zum Leid der Menschen, denen Übel geschieht, die im Übel stecken und genau so Heil- und Gottlosigkeit erfahren; und sie gehen – für Theologinnen und Theologen nun mal unvermeidbar – auf Entdeckung zum Leid der Menschen, das etwas über den konkreten Fall hinaus Allgemeines über Heil- und Gottlosigkeit, etwas Typisches über deren Kontexte und Zeiten und über deren systemische Bestimmungsgründe sagen kann.

¹ Metz, Johann Baptist (2006): Memoria Passionis. Ein provozierendes Gedächtnis in pluralistischer Gesellschaft, Freiburg i.Br.: Herder, S. 162.

Fündig werden sie gerade bei dem Leid, das in den für Theologinnen und Theologen leicht zugänglichen Öffentlichkeiten nicht präsent ist, das dort übersehen und ignoriert wird. Vor allem die Menschen, die am unteren Rande der jeweiligen sozialen Ungleichheiten stehen und bei denen sich die daraus ergebenden Benachteiligungen bündeln, bleiben aus dem öffentlichen Erfahrungs- und Meinungsaustausch ausgeschlossen – und sind in diesem Sinn subaltern. Bestenfalls kommen sie dort zur Sprache; aber sie sprechen dort nicht selbst und vertreten sich dort nicht selbst. Folglich kommt auch ihr Leid dort nicht vor; und selbst, wenn es vorkommt, wird es dann nur von anderen in einer ihnen fremden Sprache vertreten und kommt auch dann nicht als *ihr* Leid vor. Theologinnen und Theologen sollten vom subalternen Leid der Subalternen wissen – und gerade auf dessen Entdeckung gehen.

Indem Menschen leiden müssen, wird ihnen Sinnloses, mehr noch: Sinnwidriges angetan. Das, was ihnen als wahr, richtig, gut und schön gilt, wird ihnen verweigert. Ihrem Körper, ihrem Geist oder beidem wird zugesetzt und sie dem ausgesetzt, was für sie unwahr, falsch, schlecht und hässlich ist. Indem sie bedeutungslos gemacht werden, indem sie in sinnwidrige Zustände gebracht und gehalten werden, erfahren sie ihre Welt als heil- und darin auch als gottlos. Mindestens so viel an Theologie steckt in dem ihnen angetanen Leid. Gleichwohl besteht ein Zusammenhang zwischen diesem sinnwidrigen Leid und menschlichem Sinn: Den Mangel an Sinn, den Widerspruch zu all dem, was für sie sinnvoll ist, erfahren Menschen, weil sie – nicht in diesem Mangel – zuvor oder „neben“ ihrem Leid erfahren, dass ihnen etwas gilt, was wahr, richtig, gut und schön ist. Sie haben deshalb eine Ahnung davon, dass ihnen was wahr, richtig, gut und schön ist, – und erfahren deshalb ihr Leid in dessen ganzen Brutalität. Leid und der darin liegende Mangel an menschlichem Sinn gibt es für die Leidenden nicht ohne das Gegenstück dazu, nicht ohne den ihnen selbst geltenden und für sie geltenden Sinn.

Auf der Entdeckung des Leids der Anderen werden sich Theologinnen und Theologen nicht machen können, wenn sie sich dabei nicht für den Sinn zugänglichen machen, den leidenden Menschen „haben“ und in dessen Kontrast sie leiden. Ausschließlich mitleidende Theologinnen und Theologen vermögen das Leid der Leidenden nicht einzugedenken und versagen in der „*memoria passionis*“ an der Negativität ihrer Theologien. Ebenso scheitern sinnverliebte Theologinnen und Theologen, scheitern nämlich daran, dass sie mit all' ihren – theologisch womöglich gut verbürgten – Vorstellungen vom Wahren, Richtigen, Guten und Schönen das Leid der Anderen nicht als deren Leid erschließen.

Wird das Leid von Menschen subaltern gemacht, wird der Kontrast dazu, der den Leidenden eigene Sinn, erst recht aus dem öffentlichen Erfahrungs- und Meinungsaustausch ausgeschlossen. Selbst dann, wenn das Leid der Subalternen öffentlich wird, steht es in der Deutung derer, die in den Öffentlichkeiten die Deutungshoheit über das Leid der anderen und entsprechend das Sagen haben, welcher

Mangel an welchem Sinn sich im Leid der Leidenden zeitigt, woran sie also leiden. Gerade in der Repräsentation des Leids der Subalternen wird deren eigener Sinn öffentlich negiert, zumindest aber öffentlich unsichtbar und unkenntlich – eben subaltern gemacht.

Besten Willens machen sich Theologinnen und Theologen auf Entdeckung von subalternem Leid und dem Kontrast dazu, dem, was den Leidenden wahr, richtig, gut und schön ist. Sie geben sich nicht zufrieden mit der Ausgrenzung subalternen Leids in den ihnen zugänglichen Öffentlichkeiten und suchen subalternes Leid auch „jenseits“ von dessen advokatorischen Repräsentationen. Gleichwohl bringen auch sie es immer nur zur Repräsentation des ihnen fremden Leids und des ihnen ebenso fremden Sinns. Indem sie das „Leid der Anderen“ in ihre Theologien bringen, setzen sie deren Leid und bestenfalls auch all’ das an Sinn, an dessen Mangel gelitten wird, in Sprache und bringen beides an eine Öffentlichkeit, in der dies zuvor unsichtbar und unkenntlich war. Aber gerade dazu bringen sie beides in ihre Sprache und in ihre Deutungen – und *repräsentieren* auf diesem Weg das Leid und den Sinn der Subalternen. Sie „machen“ Theologie in der „*memoria passionis*“, repräsentieren darin subalternes Leid und subalternen Sinn – und wirken gerade so an der Subalternität dieses Leids und dieses Sinns mit.

Ihre „*memoria passionis*“ erfordert von Theologinnen und Theologen ein Höchstmaß an Reflexivität und Selbstkritik, sich in der Repräsentation fremden Leids und fremden Sinns diese Repräsentation bewusst zu machen und diese in ihren Theologien mit zu veröffentlichen. Verantwortet werden kann das „Eingedenken fremden Leids“ nur in dem gleichzeitigen Eingedenken, dass sowohl Leid als auch der Kontrast dazu, menschlicher Sinn, im Modus der Repräsentation subaltern gehalten wird. Für akademisch betriebene Theologie kommen in dieser Selbstkritik ihre besonderen Produktionsbedingungen, ihre Wissenschaftlichkeit und damit ihre Distanz zu den Welten der Subalternen, deren Leid und Sinn sowie deren Sprachen zur Sprache. Eingeholt werden diese akademischen Bedingungen aber auch als Ressource solcher Selbstreflexivität – und nicht zuletzt als Ressource, sich in kritischer Distanz zu den advokatorischen Repräsentationen subalternen Leids von kirchlichen Einrichtungen zu bringen. Der besondere Ort und der besondere Modus von Wissenschaft ermöglichen die selbstreflexive Repräsentation subalternen Leids und damit auch Theologinnen und Theologen die „*memoria passionis*“ – zumindest dann, wenn sie Theologie in einem hinreichenden Maß als Wissenschaft und dies auch gegenüber der Kirche und deren weitreichenden Advokationsansprüchen betreiben können.